

JEANNE DIESTELDORF

**(K)EINE
MUTTER**

**ABTREIBUNG
Zwölf Frauen erzählen
ihre Geschichte**

Vorwort von Teresa Bücker
Fotografien von Laura Wencker

Kiepenheuer & Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der
Verlag Kiepenheuer & Witsch zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit
unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur
gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten
setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein,
die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation
des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Covergestaltung: FAVORITBUERO, München
Covermotiv: © Laura Wencker
Fotografien im Innenteil: © Laura Wencker
Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-00210-2

EINLEITUNG

»(K)eine Mutter« porträtiert zwölf Frauen, die abgetrieben haben. Das Buch gibt ihrer Geschichte Raum. Ihrem Erleben und ihrem Empfinden. Ihrer Weiblichkeit und ihrer Stärke. Ihrer Verwundbarkeit und ihrer Schönheit. Ihrer Entscheidung. Ihren Worten. Zerbricht Sprachlosigkeit.

Im Durchschnitt entscheidet sich jede vierte Frau einmal im Leben dafür, eine Schwangerschaft abzubrechen, im vergangenen Jahr haben rund 101 000 Frauen in Deutschland abgetrieben. Illegal, wenn auch straffrei. Die meisten von ihnen schweigen – im Privaten, im Kleinen, im engen Familienkreis, gegenüber Freunden und Bekannten. Sie schweigen oft auch und erst recht im großen, breiteren, im weiteren gesellschaftlichen Kontext. Das Thema greift tief, es berührt das Fundament individueller Lebens-Weg-Entscheidung. Es ist das vielleicht letzte große Tabuthema unserer Gesellschaft.

Die Diskussion über Notwendigkeit und Veränderung des Paragraphen 219a hat eindrucksvoll gezeigt: Nur sehr wenige Frauen, die abgetrieben haben, beteiligten sich an den öffentlichen Debatten. Politiker und Ärzte, Aktivisten, Richter und Abtreibungsgegner, Kirchenvertreter und Journalisten redeten wortgewaltig und meinungsstark – darüber. Ob Werbung für Schwangerschaftsabbrüche verboten bleiben sollte oder erlaubt werden müsse. Und was das denn eigentlich sei, Werbung in diesem Kontext, was Zugang

zu Informationen über Abtreibung bedeute, wie er aussen-
hen könne, solle, müsse. Kaum jemand sagte, dass Schwan-
gerschaftsabbrüche in Deutschland illegal sind. Kaum je-
mand sprach darüber, wie ungewollt schwangere Frauen in
Deutschland informiert, betreut, versorgt, behandelt wer-
den.

Ich auch nicht. Weder im Privaten, im Kleinen noch im
Großen. Ich habe abgetrieben und es jahrelang verschwie-
gen. Ich wünschte mir, mit Vertrauten darüber zu sprechen.
Und konnte es nicht. Ich fand keine Worte, schon gar keine
passenden. Ich hatte Angst vor dem Unverständnis und vor
dem Urteil der anderen. Ich hatte Angst, dass es mir nicht
gelingen würde zu erzählen, was war. Zu erklären, warum.
Dabei wollte ich das so gern – und ich wollte es eben gerade
nicht, ich wollte es verbergen.

Ich begann mir auszumalen, wie der Raum, der Ge-
sprächsrahmen sein müsste, der stimmte. Der (urteils-)frei
wäre und dennoch klar begrenzt, der mich behütet und
trotzdem weit ist, offen. In dem mir mein Gegenüber mit
Respekt begegnet. So entstand die Idee für dieses Buch.

»(K)eine Mutter« gibt zwölf Protagonistinnen Raum,
ihre Geschichte zu erzählen: in welcher Lebenssituation sie
schwanger wurden. Wie sie über einen Abbruch nachdach-
ten, sich informierten, den Prozess erlebten. Wie sie sich
fühlten, davor, währenddessen, danach, seitdem. Ob und
wie die Entscheidung sie beeinflusst hat – ihre Beziehung
zu sich selbst, die Beziehung zum Partner, zu Vertrauten,
Freunden und Familie. In ihrer Schönheit und in ihrer Be-
rührbarkeit. In ihrem riesengroßen Mut, Erlebtes mit uns

und den Lesern zu teilen. Zu erzählen, was war. Und wie es sich anfühlt.

Zwischen Juli 2019 und Februar 2020 haben Laura Wenckers und ich die zwölf Frauen persönlich getroffen. Wir sind uns an Orten begegnet, die sie ausgesucht haben, dort haben sie mir ihre Geschichte erzählt; Laura hat sie fotografiert, meist im Anschluss an unser Gespräch. Aus dieser Begegnung entstanden Porträts in Wort und Bild. Das gesprochene, gehörte, interpretierte, aufgeschriebene Wort gibt den Details Raum, dem Erlebten, den Ereignissen, chronologisch, emotional, es erinnert und dokumentiert in gewisser Weise. Laura Wenckers Porträtfotografie ergänzt die Worte der Frauen um ihr Bild. Was zeigst du von dir? Während du sprichst oder kurz darauf? Was nehme ich wahr von dem, was du zeigst - bewusst oder unbewusst?

Es ging nicht darum, zu posieren, zu spielen. Es ging darum zu zeigen: Was bedeutet es, in diesem Moment, in dieser höchst intimen Situation zu sein? Über den Schwangerschaftsabbruch zu sprechen? Sich zu zeigen - authentisch, berührbar, dadurch auch verletzlich. Stark. In jedem einzelnen Fall: tief beeindruckend. Unsere Porträts sollen die Frauen so spiegeln, wie wir sie in diesem Moment wahrnehmen durften. Wie sie waren an dem Tag, den wir gemeinsam verbracht haben.

Die Protagonistinnen sind: junge Frauen. Ältere Frauen. Mütter. Keine Mütter. Frauen, die nie Mutter werden wollen. Frauen, die sich heute Kinder wünschen. Frauen aus Ost- und Westdeutschland. Frauen, die vor langer Zeit abgetrieben haben. Frauen, die vor wenigen Monaten abgetrieben haben.

Frauen, die offen über ihren Abbruch sprechen. Frauen, die das in unserem Gespräch zum ersten Mal tun. Frauen, die medikamentös abgetrieben haben. Frauen, die operativ abgetrieben haben. Frauen, die vorher gut beraten wurden. Frauen, die vorher schlecht beraten wurden. Frauen, die vorher gar nicht beraten wurden. Frauen, für die ihre Abtreibung eine Befreiung war. Frauen, die ihre Entscheidung bereuen.

Die Porträts zeigen, dass Abtreibung ein sehr persönliches Thema ist. Das Erlebte ist individuell, variiert mit den Lebensumständen, der (Welt-)Anschauung, den Wünschen, Träumen und Zielen jeder einzelnen Frau. Jede Geschichte unterscheidet sich. Immer. Von allen anderen Frauen. Gerade deshalb ist es so wichtig, dass wir beginnen, offen und respektvoll über das Tabuthema Abtreibung zu sprechen – und zwar mit Frauen, die abgetrieben haben. Nur so können wir einen gesellschaftlichen Rahmen schaffen, der stimmig ist – medizinisch, ethisch, emotional, kommunikativ, politisch und juristisch.



VORWORT VON TERESA BÜCKER

Wenn ein Recht einmal erkämpft wird, dann bleibt es für immer. Von dort aus entwickeln wir uns als Gesellschaft nach vorn. Diese Selbstvergewisserung erzählen wir einander, wir leben in der Sicherheit eines modernen Landes, in der Gleichberechtigung selbstverständlich ist. Oder nicht? Für das Wahlrecht, das 2019 in Deutschland seinen 100. Geburtstag feiern konnte, mag das stimmen. Ein hundertjähriges Recht nimmt uns niemand mehr weg. Doch bei Schwangerschaftsabbrüchen ist die Geschichte eine andere – und zudem eine, über die viele Menschen kaum etwas wissen. Und das, obwohl die Entscheidung darüber, eine Schwangerschaft abzubrechen, etwas Alltägliches ist und etwas sehr Altes. Menschen aus allen Generationen können darüber erzählen, aber noch immer nicht so, als wäre ihr Schwangerschaftsabbruch etwas gewesen, das in ihrer Biografie so normal ist, wie einmal verliebt gewesen zu sein, einen Job begonnen oder sich von einem Beinbruch erholt zu haben. Doch es ist normal. Etwa jede vierte Frau wird im Laufe ihres Lebens einmal die Entscheidung gegen eine Schwangerschaft treffen. Aus ganz individuellen Gründen. Jede dieser Entscheidungen ist in einer freien Gesellschaft legitim. Denn in solchen Gesellschaften haben Menschen das Recht, ihr Leben selbst in

die Hand zu nehmen, selbst zu entscheiden über sich und ihren Körper.

Abgetrieben wird schon immer und auch dort, wo Schwangere keine legalen Zugänge zu Abbrüchen haben und sie diese nur unter unsicheren Bedingungen vornehmen lassen können. Sogar dann, wenn sie es selbst tun müssen. Die Weltgesundheitsorganisation schätzt, dass von den 56 Millionen Abtreibungen, die weltweit pro Jahr durchgeführt werden, rund 25 Millionen unter Bedingungen stattfinden, die gesundheitsgefährdend sind oder sogar lebensgefährlich werden können. Mindestens 22 000 Frauen sterben jedes Jahr, Millionen andere leben mit den gesundheitlichen Folgen, weil ihnen ein sicherer Schwangerschaftsabbruch verwehrt wurde.

Die meisten Todesfälle nach Schwangerschaftsabbrüchen ereignen sich in Entwicklungsländern. Doch auch in hochentwickelten Ländern wie Deutschland sind Schwangerschaftsabbrüche keine reguläre medizinische Prozedur. Sie sind vor allem kein Recht, wie viele fälschlicherweise annehmen. Zwar sind die Methoden hierzulande gesundheitlich sicher, doch der rechtliche Status von Abbrüchen ist fragil. Dies erklärt vielleicht, warum es in einem vermeintlich modernen und aufgeklärten Land schwierig sein kann, über den eigenen Körper zu entscheiden, und warum dieser Weg noch immer stigmatisiert wird. Für diejenigen, die unerwartet schwanger geworden sind, kommt es oft überraschend, dass sie im Rahmen ihrer Entscheidung bevormundet, teils schikaniert werden und sie sich am Ende dieser Erfahrung oft fremdbestimmt fühlen und schämen. Dabei könnten

ihre Geschichten auch anders verlaufen. Doch nach wie vor schließt sich an die Erfahrung oft Schweigen an, Schuldgefühle oder stille Wut. Das macht es schwer, den Schwangerschaftsabbruch als normales Lebensereignis psychisch zu integrieren, und belastet manchmal noch viele Jahre später.

Das sind nicht die einzigen Dinge, über die man zu Recht wütend sein darf. Hinzu kommt, dass der Zugang zu Schwangerschaftsabbrüchen sich in den letzten Jahren in Deutschland verschlechtert hat und der Trend weiterhin in diese Richtung geht. Immer weniger Ärzt*innen bieten Abtreibungen im Rahmen ihres Leistungsspektrums an, sodass ungewollt Schwangere lange Wege in Kauf nehmen und teilweise sogar das Bundesland wechseln müssen. Bisweilen bedeutet das sogar wieder den Weg nach Holland wie in den 70er-Jahren, weil es manchmal nicht möglich ist, bis zum Ablauf der Frist in einer deutschen Praxis einen Termin zu bekommen. Weil Schwangerschaftsabbrüche noch immer nicht legal sind, werden sie zudem von den Krankenkassen nicht übernommen. Das finanzielle Risiko von Sex verbleibt damit bei denjenigen, die schwanger werden können. Im Zweifel müssen sie die Kosten allein tragen. Solidarität kennt unser Gesundheitssystem an dieser Stelle nicht. Dabei sind wir alle in dieses Thema involviert und sollten als Gesellschaft endlich gemeinsam dafür einstehen, dass diejenigen, die schwanger werden können, immer eine Wahl haben und wir ihrer Entscheidung vertrauen.

In der deutschen Gesetzgebung sind Schwangerschaftsabbrüche noch immer im Strafgesetzbuch geregelt und innerhalb der ersten zwölf Wochen lediglich »straffrei« und

keinesfalls legal. Da sie also nach wie vor nur toleriert werden und nicht als Recht verankert sind, sind Schwangerschaftsabbrüche eine freiwillige Leistung von Ärzt*innen und Kliniken. Diejenigen, die helfen wollen, dürfen darüber nur eingeschränkt informieren und es stehen immer wieder Ärzt*innen vor Gericht, die auf ihrer Website darüber aufgeklärt haben, dass und wie sie Schwangerschaftsabbrüche vornehmen.

Abbrüche gehören noch immer nicht zur regulären Gesundheitsversorgung. Ob ein Abbruch in der Stadt, in der man wohnt, vorgenommen werden kann, ist Glückssache. Es gibt kein Recht, das besagt, dass eine Möglichkeit zum Schwangerschaftsabbruch im näheren räumlichen Umkreis bestehen oder dass jede Klinik mit gynäkologischer Abteilung die medizinische Prozedur anbieten muss. Konfessionell gebundene Krankenhäuser können die Leistung ablehnen, obwohl auch sie staatliche Gelder erhalten.

Dass immer weniger Ärzt*innen sich dafür entscheiden, ungewollt Schwangere zu behandeln, hat unter anderem damit zu tun, dass professionell organisierte Abtreibungsgegner*innen Druck ausüben, Drohbriefe schicken und vor Praxen protestieren. Als Ärzt*in weiterhin Abbrüche anzubieten, ist damit heute auch immer noch ein politisches Statement und mit der Entscheidung verbunden, Kritik und Angriffe auszuhalten sowie sich zu überlegen, wie man die eigenen Patient*innen schützt, wenn sie in die Praxis kommen. Daher sind es oft ältere Ärzt*innen, die den Kampf der Frauenbewegung um die Liberalisierung von Abbrüchen in den 70er-Jahren miterlebt haben, die weiterhin und

teilweise über das Rentenalter hinaus Patient*innen aufnehmen. Sie erinnern sich daran, dass auch in Deutschland Frauen gestorben sind oder schwer verletzt wurden, weil sie bei den sogenannten »Engelmacherinnen« oder im Selbstversuch abgetrieben haben. Schon das allein wäre Grund genug, Schwangerschaftsabbrüche ein für alle Mal als Selbstbestimmungsrecht zu verankern und sie damit sicher zu machen und eine flächendeckende Versorgung zu gewährleisten, die niemals am Geld scheitern wird. Denn wenn die Versorgungslage sich so verschlechtert wie in den letzten Jahren, dann werden mitten in Europa die unsicheren Abtreibungen zurückkehren und es wird vielleicht auch wieder zu Todesfällen kommen.

Irland hat vorgemacht, wie es besser geht. In einem Referendum und einer nationalen Debatte arbeitete die irische Gesellschaft im Jahr 2018 das bis dahin geltende Abtreibungsverbot auf und machte den Weg dafür frei, Schwangerschaftsabbrüche zu legalisieren. Seither herrscht dort eine liberalere Regelung als in Deutschland und im restlichen Europa. Irische Politiker*innen baten die Frauen um Entschuldigung für das jahrzehntelange Unrecht. Die weitgehende Liberalisierung sollte auch als ein Versuch der Wiedergutmachung für durch das Verbot verursachtes Leid verstanden werden. Der Gesundheitsminister Simon Harris kommentierte die Verabschiedung des Gesetzes im Parlament mit den Worten, dass die Entscheidung ein Zeichen sein solle, das Stigma von Abtreibungen zu beenden und die Entscheidungen von Frauen zu unterstützen. Und er hat recht: Denn überall dort, wo Abtreibungen weiterhin

nicht legal sind, bleibt das Stigma erhalten. Jeder Staat und jede Gesellschaft, die eine Kriminalisierung aufrechterhält, beschränkt die Entscheidungsfreiheit ihrer Bürger*innen. Ein Staat, der Schwangerschaftsabbrüche stark einschränkt oder sogar verbietet, vertraut Frauen nicht, sondern erhebt sich über sie und maßt sich an, es besser zu wissen. Die wichtige Frage ist hier: Ist unsere Gesellschaft nicht längst so weit, Schwangerschaftsabbrüche zu legalisieren? Wird dieser gesellschaftliche Fortschritt nicht nur aus dem Grund zurückgehalten, dass diejenigen, die unter den aktuellen Gesetzen leiden, nicht ausreichend in Parlamenten repräsentiert sind?

Wie gleichberechtigt ist unsere Gesellschaft, wenn sie noch immer Menschen für etwas Selbstverständliches stigmatisiert: über den eigenen Körper und das eigene Leben entscheiden zu wollen? Denn solch eine gesetzliche Regelung betrifft im deutschen Recht ausschließlich diejenigen, die schwanger werden können. Kein Cis-Mann muss jemals eine ähnliche Einschränkung über seine reproduktive Selbstbestimmung befürchten. Die aktuelle Gesetzeslage ermöglicht es in Deutschland, dass Schwangere gegen ihren ausdrücklichen Willen dazu gezwungen werden, eine Schwangerschaft auszutragen. Für mich, die selbst zwei Schwangerschaften bis zur Geburt erlebt hat, ist das eine ungeheuerliche Vorstellung. Ich kann mir kaum eine schwerer wiegende Verletzung sowohl meiner körperlichen als auch meiner seelischen Integrität vorstellen, als meiner Selbstbestimmung bei der Entscheidung über eine Schwangerschaft beraubt zu werden. Diese Entscheidung muss

ganz allein bei der Person liegen, die schwanger ist – denn ihr allein gehört ihr Körper. Bis die Entscheidung darüber, ob jemand schwanger bleiben möchte oder nicht, nicht als Recht verankert ist, können wir nicht von Gleichberechtigung sprechen.

Aus diesem Grund müssen wir auch rund 50 Jahre, nachdem die feministische Bewegung in Deutschland zumindest die Straffreiheit von Schwangerschaftsabbrüchen durchsetzte, weiterhin für diesen elementaren Teil sexueller Selbstbestimmung kämpfen. Und wir müssen Menschen erzählen lassen und zuhören, wie sie die Abtreibung erlebt haben. Menschen wie den Frauen in diesem Buch. Denn wir sollten uns als Gesellschaft nicht hinter dem Halbwissen verschanzen, dass Schwangerschaftsabbrüche immer und überall möglich sind. Solange ein Schwangerschaftsabbruch kein Recht ist, können sich die Möglichkeiten der reproduktiven Selbstbestimmung auch schnell und unerwartet wieder verschlechtern. Dass Rückschritte möglich sind, zeigen zum Beispiel Gesetzesänderungen in Polen, aufgrund derer Polinnen wieder in Nachbarländer wie Deutschland reisen, um ungewollte Schwangerschaften zu beenden.

Wir sollten es nicht hinnehmen, dass ungewollt Schwangere immer noch stigmatisiert werden, dass ihr Weg zu einem Schwangerschaftsabbruch voller Hürden ist und sie noch immer für ihre Entscheidungen mit Scham und Schuldgefühlen belegt werden. Denn all das hindert Frauen daran, wirklich frei zu sein. Sofern wir in einer tatsächlich gleichberechtigten und menschlichen Gesellschaft leben möchten, sollte sich jede*r dafür einsetzen, dass diejenigen von uns,

die zufällig zu den Menschen gehören, die schwanger werden können, genauso über ihren Körper und ihr Leben entscheiden können wie diejenigen, die niemals schwanger sein werden. Eine Politik, die echte Gleichberechtigung ermöglichen will, müsste die Paragrafen 218 und 219 aus dem Strafgesetzbuch streichen und Schwangerschaftsabbrüche zu einer Gesundheitsleistung machen, bei der die Patient*innen sich gut versorgt und unterstützt fühlen.

Die Frauen in diesem Buch haben den Weg in die Öffentlichkeit gewählt und wollen anderen damit zeigen, dass es keine Gründe gibt, sich zu verstecken und zu schweigen. Denn was die Autorin Jeanne Diesteldorf, die Fotografin Laura Wencker und die porträtierten Frauen in diesem Buch zusammengebracht hat, ist, dass sie erkannt haben, dass ihre Erfahrungen politisch sind und der Kampf um reproduktive Selbstbestimmung nicht abgeschlossen ist. Als Leser*innen werden Sie hier Geschichten begegnen, die vielleicht Ihrer eigenen ähneln, Sie werden dazulernen und erfahren, dass die Entscheidungen dieser Frauen so unterschiedlich und individuell waren, wie Menschen nun einmal sind. Bis es sich endlich ändert, dass Schwangere noch heute schlecht behandelt werden, wenn sie sich für einen Abbruch entscheiden, sollten wir diese Erfahrungen immer wieder miteinander teilen. Wir sollten uns zusammentun und einsetzen für eine Gesellschaft, die Frauen endlich voll und ganz vertraut.

Was immer eine Person, die schwanger wird, entscheidet, sie wird das Richtige tun. Wenn in Zukunft über die Entscheidung für oder gegen eine Schwangerschaft gesprochen

wird, sollten diese Geschichten von Freiheit handeln, von Selbstbestimmung, von Vertrauen, Respekt und Unterstützung. Die Geschichten im Buch sind ein erster Schritt in diese neue Zeit.



NADJA KUTSCHKE

»ICH HÄTTE MIR DAMALS SO SEHR
GEWÜNSCHT, BESSER INFORMIERT ZU
SEIN. MEHR DARÜBER ZU WISSEN.«

Nadja hat uns an einem Sonntagmorgen im Sommer zu sich nach Hause eingeladen. Sie wohnt zusammen mit ihrem Freund Ole in Berlin. Es ist noch früh am Tag. Wir sitzen in ihrer Küche an einem Holztisch. Auf der Anrichte stehen Gläser mit frischer Erdbeermarmelade, mindestens ein Dutzend. Die hat Ole gestern Abend selbst gekocht, nun macht er Kaffee, wir frühstücken gemeinsam. Es gibt Müsli mit Milch und dunkelroten Kirschen. An der Wand tickt leise eine Uhr. Draußen, hinter dem gekippten Fenster, zwitschert irgendwo ein Vogel. Nadja studiert Medizin, in wenigen Monaten macht sie ihre Abschlussprüfung, dann ist sie Ärztin. Sie trägt dunkle Kleidung, dezenten Schmuck – drei kleine goldene Ringe an einer schmalen Halskette. Sie blickt uns aus strahlenden Augen an, trotz der frühen Stunde ist sie hellwach, herzlich. Nadja spricht schnell, mit klarer Stimme. Sie lacht viel. Man merkt schon nach kurzer Zeit: Nadja ist klug, ihre Gedanken sind sortiert, sie ist souverän.

Vor etwas mehr als viereinhalb Jahren steht Nadja in ihrem Badezimmer, hier in dieser Wohnung, gleich neben der Küche. Ein schmaler Raum mit Fenster, hinter der Tür ein Waschbecken und eine typische Berliner Altbau-

badewanne. In wenigen Tagen ist Weihnachten. Nadja ist 24 Jahre alt. »Ich war zwei Wochen drüber«, beginnt Nadja zu erzählen. »Wie das eben so passiert, man bekommt es erst gar nicht richtig mit. Und dann fiel mir plötzlich auf: Ich hätte schon vor zwei Wochen meine Tage bekommen sollen. Also hatte ich auf dem Heimweg von der Uni einen Schwangerschaftstest besorgt, ganz pragmatisch. Ich wollte einfach so schnell wie möglich wissen, was Sache ist.« Nadja setzt sich auf den Rand ihrer Badewanne. Draußen ist es winterlich kalt, durch das milchige Fensterglas fällt diffuses Grau ins Zimmer. Der Test, den sie gerade gemacht hat, ist positiv.

Nadja trifft sich erst seit einiger Zeit mit Ole. Es ist noch relativ locker zwischen den beiden, nicht klar definiert, ob sie nun offiziell zusammen sind und was aus ihnen werden wird. Aber da ist schon so etwas wie Liebe. Nadja studiert seit zwei Jahren Medizin, sie wohnt allein in einer kleinen Genossenschaftswohnung. Das Geld ist knapp. Sie hat nicht die finanziellen Möglichkeiten, um ein Kind großzuziehen. Und absolut keine Intention, das zu tun. »Ich wollte kein Kind! Ich wollte ins Ausland gehen, ein längeres Praktikum in den Tropen machen. Es war schon alles geplant. In den nächsten Semesterferien sollte es losgehen. Ich hatte in den vergangenen Monaten so hart für diese Chance gekämpft. Ich wollte das jetzt nicht hinschmeißen. Ich wollte raus, Erfahrungen sammeln, lernen, frei sein. Da hätte ein Kind überhaupt nicht reingepasst.«

Nadjas Entscheidung fällt schnell, noch während sie auf dem Badewannenrand sitzt, den positiven Schwanger-

schaftstest in der Hand. »Als ich den Test sah, habe ich sofort ganz tief in mir drin gewusst: Nein, es geht nicht. Ich kann jetzt kein Kind haben. Und zugleich habe ich mich unglaublich weiblich gefühlt. Nach dem Motto: okay, theoretisch funktioniert es, theoretisch kann ich Kinder bekommen. Total absurd! Aber da war noch ein anderes Gefühl: Ich fühlte mich dumm. Und unwissend. Mir war in diesem Moment völlig unklar, was jetzt zu tun ist. Was ich jetzt machen, erledigen musste, weil ich kein Kind bekommen wollte. Das kannte ich so überhaupt nicht von mir. Ich wusste schon sehr früh, was ich will im Leben. Ich wusste, dass ich Medizin studieren möchte, war immer fleißig, stets darauf bedacht, in der Schule und auch später im Studium diejenige zu sein, die alles weiß. Doch in dem Moment fühlte ich mich einfach nur dumm. Ich wusste nicht, was ich jetzt tun sollte, was der nächste Schritt ist. Auf einmal war es weg, das Gefühl, immer Bescheid zu wissen.«

In Nadjas Schule wurde nie über Abtreibung gesprochen, in keinem Fach. Auch im Freundeskreis war Abtreibung kein Thema. Genauso zu Hause – obwohl Nadjas Ostberliner Familie in Sachen Werte und Moral vollkommen frei und offen ist. Selbst im Medizinstudium hat sie nichts über Abtreibungen gelernt, in keiner einzigen Lehrveranstaltung von Schwangerschaftsabbrüchen gehört – darüber wurde an der Universität schlichtweg nicht gesprochen. Umso härter trifft Nadja an diesem Wintermorgen das Gefühl der Unwissenheit. Völlig klar ist sie hingegen in ihrer Entscheidung, keine Mutter sein zu wollen. Sie will abtreiben. Vom ersten Moment an.

Ole ist zu diesem Zeitpunkt bereits im Weihnachtsurlaub bei seiner Familie in Süddeutschland. Nadja erzählt ihm erst einmal nicht, dass sie schwanger ist. Und abtreiben will. Dafür ruft sie sofort eine enge Freundin an, erzählt von dem positiven Schwangerschaftstest und ihrem Entschluss, das Kind nicht zu bekommen. Nadja und die Freundin kennen sich seit der ersten Klasse. Sofort bietet diese ihre Unterstützung an, fragt Nadja, was sie brauche, ob sie vorbeikommen solle oder ob Nadja einfach nur reden möchte. Auch zum Arzt könne sie Nadja begleiten. Nadja wehrt ab. Sagt, das sei nicht nötig, jetzt, in diesem Moment ihre Gedanken laut aussprechen zu können, reicht. Alles andere will sie allein schaffen.

Sie ist unsicher, in welcher Schwangerschaftswoche sie genau ist – aber sie weiß, dass das entscheidend ist. Zeitdruck hämmert in ihrem Kopf – tick, tack, tick – wie ein Metronom. Eine Art Schmerz-Rhythmus. Das Schlimmste wäre jetzt, zu lange zu warten. Sie darf auf keinen Fall warten. »Ich bin im ersten Moment immer wieder um die gleichen Fragen gekreist. Was, wenn ich schon über der Zeit bin? Was, wenn ich die Schwangerschaft jetzt nicht mehr abbrechen kann? Das war damals meine größte Angst.«

Irgendwo hat sie aufgeschnappt, dass man vor einem Schwangerschaftsabbruch auf jeden Fall einen Beratungstermin braucht. Darum beginnt sie sofort, im Internet nach Beratungsstellen zu suchen, findet zuerst Pro Familia. Es sind mehrere Adressen und Telefonnummern angegeben. Aber bald ist Weihnachten, viele Büros und Praxen haben über die Feiertage geschlossen.



Nadja überschlägt im Kopf: Ihr bleibt genau ein einziger Werktag, um sich beraten zu lassen und zum Arzt zu gehen. Sonst wird es knapp.

Und dieser Tag ist – heute.

Umgehend ruft sie bei der Beratungsstelle an, erklärt die Dringlichkeit und bekommt noch am selben Tag einen Termin, nur zwei Stunden später. Sie fährt sofort los, muss mit der U-Bahn ans andere Ende der Stadt. In dieser Gegend ist sie noch nie zuvor gewesen.

»Das Gespräch bei Pro Familia war klasse!«, erinnert sich Nadja. »Die Frau war sehr verständnisvoll, sie hat mich angeguckt und gefragt: ›Wollen Sie es behalten? –› Nein, habe ich direkt geantwortet. Und damit war alles klar. Sie hat in keiner Weise versucht, mich zu beeinflussen. Ich habe von ihr eine Liste mit Arztpraxen bekommen, die Abbrüche durchführen und zwischen Weihnachten und Neujahr geöffnet haben. Die Liste war lang, eine ganze DIN-A4-Seite mit Informationen, welcher Arzt operative bzw. medikamentöse Abbrüche vornimmt. Das war in der Situation eine große Hilfe.«

Nach dem Beratungstermin steht Nadja draußen auf der Straße. Mitten im Dezemberregen. Sie greift nach dem Handy und ruft ihre Frauenärztin an. Bei der Sprechstundenhilfe bittet sie um einen Termin, sie möchte im Ultraschall abklären lassen, in welcher Schwangerschaftswoche sie ist. Doch die Frau am anderen Ende der Leitung wimmelt sie ab. Nadja wird wütend, Verzweiflung pocht hinter ihren Schläfen. »Aber ich muss doch wissen, wie weit ich bin! Damit ich weiß, wie viel Zeit mir bleibt, um die Schwangerschaft abzubrechen.« Wie sie sich das alles über-

haupt vorstelle, keift die Sprechstundenhilfe. Und davon abgesehen: »So etwas« würden sie in ihrer Praxis auch gar nicht machen. Also, nein! Das gehe definitiv nicht. »Diese Frau am Telefon war wirklich böse. Aber zum Glück war das tatsächlich die einzige doofe Situation damals.« Nach diesem erfolglosen Telefonat geht Nadja – immer noch am anderen Ende der Stadt – in die nächste Apotheke und kauft den teuersten Schwangerschaftstest, einen, der auch anzeigt, wie weit sie ist. Den Test macht sie sofort – auf einer öffentlichen Toilette. Das Ergebnis: achte Woche. Nadja bleibt also genügend Zeit. Langsam beruhigt sich ihr Pulsschlag.

Am selben Vormittag – zwischen dem positiven Test und dem Pro-Familia-Termin – hat sie im Internet gelesen, dass ihre Krankenkasse die Kosten für den Abbruch übernehmen wird, da sie noch studiert. Da deren Zentrale ohnehin auf ihrem Nachhauseweg liegt, beschließt Nadja, auch das sofort zu erledigen. »Im ersten Moment hatte ich echt ein bisschen Angst, da reinzugehen, in dieses riesige Gebäude mit Großraumbüro, in dem alle hören, was ich wollte.« Doch ihre Angst ist unbegründet. Die Mitarbeiter sind offen und hilfsbereit. »Die waren klasse! Total nett und professionell, es ging immer nur um die Sache und in keinem Moment um eine persönliche Meinung. Ich musste mich lediglich als Studentin ausweisen und bekam dann den Bescheid zur Kostenübernahme. Auf den Unterlagen stand auch der Geldbetrag, es waren mehrere Hundert Euro. Unglaublich, wie teuer so was ist! Das hätte ich selbst nie bezahlen können. Ich war unheimlich erleichtert, dass das so problemlos funktioniert hat.«